

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 64.

Elbing, den 16. März.

1893.

Sie büßt.

Roman von E. Belj.

10)

Nachdruck verboten.

„Frau!“ ruft der Sattler und lacht verzweifelungsvoll auf, „darum habe ich solche Affenlebe zu dem Mädchen gehabt? Ja, weißt Du noch, womit ich Dich vorhin getröstet habe? Die würde uns eine Wohnung ausmachen! Freilich hinter Schloß und Riegel — ich Christoph Steinede. Aber eher — eher —“

Er verliert sich in einem undeutlichen Gemurmel.

Müller giebt der blaffen Frau die Hand und geht, was soll er noch da? Er hat gethan, was ihm sein Herz eingab, schätzen kann er sie nicht. Und wenn die kommen, welche hier Nachsichung halten müssen, möchte er nicht Rede stehen. Er ist pflichtgetreu in seinem Amt und muß oft hart sein — aber da drinnen in seiner Brust ist doch die Liebe zu den Mitmenschen nicht gestorben, trotz allem Schlechten, was er sieht. Und wenn's einmal unverdient gute Menschen trifft und er muß seines Amtes walten, so kann's kommen, daß er dieß und sich selber verwünscht.

„Diebstahl, Zuchtthaus, Heflerei, Gefängniß.“ Der Sattler zählt das an den Fingern herunter. „Die Zeit ist noch nicht da gewesen, daß einer von uns vor Gericht gestanden hat.“

Male nickt vor sich hin. So harmlos wie ein Kind hat er angenommen, was Jette ihm zu Muthe gewesen, aber erst hat die Sorge um den Mann, dann die Schuld ihr den Mund geschlossen.

Mit der Hoffnung, daß Jette frei ausgehen kann, mag sie den Graukopf nicht trösten — und er selber glaubt nicht daran.

„Welch eine Welt ist das! Wie schwer hier durchzufinden!“ seufzt sie.

Christoph hat nach seiner Mühe gegriffen und hält sie hinter sich, damit Male nicht gewahrt, daß er fort will. Sie faßt wieder nach dem Nähzeug — Arme dürfen selbst im höchsten Jammer nicht vergessen, daß sie arbeiten sollen.

Sie zieht mechanisch den Faden durch das Zeug, auf und nieder, Stich um Stich, zuweilen rüttelt ein Windstoß an den Scheiben — ja, die schlechten schon lange nicht mehr, aber den

Wirth hat sie nicht um Aenderung angehen dürfen.

Dann giebt es ein Geräusch im Ofen, es kommt den Schornstein herab und eine Rauchwolke ins Zimmer. Bah, ob der oder Thränen die Augen zerbeißen — nein Thränen hat sie nicht mehr, die sind verfliegt. Wie still es um sie her ist! Hat nicht sonst eine helle, fröhliche Stimme immer zu fragen gewußt? Ja so, das Kind.

Am Morgen, als die Leute gekommen sind, um die Sachen fortzutragen, hat Just Pieper das Dorchchen an die Hand genommen. „Laßt es uns heute, wir geben schon Acht darauf! Die Männer könnten auf die kleinen Füße treten, die sind bei solchen im Wege. Und dann auch, Nachbarin, Kinderaugen sehen viel, und die Zünglein fragen Manches, auf das man nicht antworten kann!“ Sie hat genickt und es geschehen lassen, sie ist gleichgültig gegen Alles, seit sie von dem Bauplatz wiedergekommen ist, selbst gegen ihr Kind.

Und einsamer wird es mehr und mehr werden, wenn sie Christoph erst holen. Kommen sie da schon? sie schaut sich um — wo ist sie nur?

„Haussuchung!“ sagen die beiden Männer, die da eben zur Thür hereintreten.

Wie so anders ist damals dieß Wort in ihre Ohren geklungen, als Jette den ersten Diebstahl begangen! Sie wußte nicht, wohin sie vor Scham die Blicke wenden sollte, — jetzt ist das wie etwas Gewöhnliches. Sie zieht die wenigen verchleßbaren Gegenstände auf, lange Zeit brauchen sie diesmal nicht mit dem Durchsuchen und dabei denkt sie, daß sie unrecht gethan, gegen Christoph zu schweigen. Vielleicht wäre für Jette noch eine Umkehr gewesen — ja ihre Schuld, immer ihre.

Sie fragen nicht nach Christoph, sie beachten den Tabak nicht, welchen sie auf dem Tische liegen ließ, wohin ihn Müller schleuderte. Wenn dieser kleine Nest nicht zum Verräther wird, so ist es in dem Verhör Jette selber, — darauf ist sie gefaßt. Auf das und noch viel mehr!

Nun gehen Jene wieder so schweigend, wie sie gekommen — sie müßte jetzt Licht anzünden, die Fäden verwirren sich vor ihren Augen — und doch lehnt sie sich, im Dunkeln zu sein, jetzt, immer.

„Nur ein Weilchen!“ spricht sie vor sich hin.

Wie an jenem Tage, an welchem Jettess grausames Wort ihr die Augen über sich selber und Anderes geöffnet hat, schleicht sie in den Winkel neben der Uhr. Da sitzt sie, beide Arme zurückgeworfen über den Kopf, die Augen nach der Decke emporgerichtet.

Was tickt die Uhr: „Schmach — Schmach! Auf ihr, auf Christoph! Wie kann sich die wohl abwaschen — aus sich heraus tilgen? Nie — malz — nie — malz!“ sagt es neben ihr und klingl's in ihr wieder.

In Fluthen von Wasser haben ihre Hände schon geplätschert, ein ganzer Strom wär's, wenn sie die Tropfen alle bei einander sähe — nicht genug, nicht genug, die Flecken abzuwaschen.

Sie hat an jenem Abend nach dem schrecklichen Mittagsgang wie sonst mit dem Dorchchen beten wollen, aber der Spruch konnte nicht über ihre Rippen und als des Kindes Augen sie verwundert anschauten, mußte sie bitten: „Sag's allein —“

Seitdem hat sie's nicht wieder versucht.

Plötzlich hebt sie lauschend das arme, schmerzende Haupt.

Was ruft da? Was trippelt die Treppe hinab und scharrt in der Küche? Dann rüttelt etwas an der Thür.

Langsam dauert es, bis eine kleine Hand das Schloß erreicht und es aufgedrückt hat. „Was kann das sein?“ fragt sie mit irrem Lächeln.

„Mutter, Mutter, wo bist Du?“ ruft da ein feines Stimmchen. Sie sieht die kleine Gestalt dort drüben stehen, das Köpfchen dreht sich hin und her, die Augen von einem Winkel zum andern — dann ein jauchzender Schrei und Dorchchen fliegt auf sie zu und schlingt die Arme um ihren Hals.

„Ich habe Dich ja so gesucht!“ kommt es nach und die Fingerchen gleiten kosend über ihre Wangen.

Das bringt sie zu sich. Wie ein Wahn fällt's von ihr ab. Ihr Kind ist da, ihr Engel.

Und plötzlich denkt sie mit Schauder daran, daß sie an jenem Abend ihr Haupt gegen die Schulter des fremden Mannes gelehnt hat und daß seine Hand über ihr Antlitz geglitten ist.

„Gieb Dein Händchen her — so,“ sagt sie kosend und legt die kleinen kühlen Finger auf ihre Wangen, „wisch drüber — so, wisch drüber,“ und dann kann sie weinen, laut und lange, und Dorchchen erschrickt darüber, legt das Köpfchen an ihren Hals und weint auch.

Durch den dunklen Raum, in dem jetzt das Schluchzen des Kindes verstummt, denn es schläft, von der scharfen Luft ermattet, in den Armen, die es umschlungen halten, ein, — ziehen vor den Augen der Mutter, deren Thränen leise auf das braune Köpfchen fallen, allerlei Bilder vorüber.

Nein, nur nicht die sonnenbeglänzte Helmath, das ist ein zugreller Abstand mit dem heute — auch nicht die ersten Jahre ihres Lebens in

Hannover, daß sie sich fragen. Sie hatte manchmal gedacht, es könne wohl besser sein, wenn sie andere sah — dann aber gab's so viele, welche es schlechter hatten.

Wenn der Christoph nur bei den Meistern hätte Ruhe halten wollen, das war das erste Verhängniß. Dann kam Jette ins Haus und der erste Zwist brach zwischen den Eheleuten aus, nun gieng bergab — Dorchens Krankheit! O, die bange Zeit! Aber dort, steht dort nicht Sitne Rubin und verzieht den breiten Mund und sagt: „Noch 'mal an mich denken — früh ins Grab legen ist oft nicht das Schlimmste.“

Sie schaudert und neigt sich, daß der leichte Hauch, der von den rothen Lippen kommt, ihre Wange trifft.

Kalt und steif ihren Liebling in das dunkle Grab wünschend!

„Und doch — und doch!“ tickt die Uhr eintönig hinein.

Was wird einmal aus dem Dorchchen werden? Der Vater in Schande im Gefängniß, die Mutter mit verstiegter Kraft am Bettelstabe — das braunäugige Ding aber —

„Nein, barmherziger Gott, nein,“ schreit sie auf und erweckt beinahe das Kind dadurch, „das nicht, das nicht. Lieber schon an einem Ort, wo's keine Unbill mehr treffen kann!“

Sie fürchtet sich auf einmal fast, mit dem schlafenden Wesen hier ganz allein zu sein, sie kann sich gar nicht gegen die schrecklichen Gedanken wehren — sie kommen wieder, immer wieder — „Christoph,“ höhnt sie, als müsse ihr der zu Hilfe kommen. „Wo er nur sein mag? Den Leuten vorhin ausgewichen, freilich — aber wohin?“

Wenn er sich was angethan hat, erdrückt von der Schande, was sie damals immer ge- fürchtet hat und weshalb sie schwieg.

Was dann? Er wäre hinaus über Alles — Nein, da ist er, das ist sein Schritt.

Nun kommt er durch die Küche — „Male!“ Er läßt ein Streichholz aufklatern und entdeckt sie; dann verlißt der Vichscheim, und er tappt sich zu ihr hin.

„Waren sie hier?“

„Ja!“

„Und kommen sie wieder?“

„Ich weiß es nicht!“

„Nahmen sie das mit — den Tabak?“ fragt er stotternd.

„Nein!“

Eine Pause, er sinkt neben ihr auf den Stuhl, den sie mit dem Fuße herbeigezerrt.

„Ich bin so zerschlagen!“

Sie glaubt es und hat Mitleid mit ihm, er erscheint ihr plötzlich auch hilflos, wie ein Kind. Es giebt Menschen, die nie über solche Abhängigkeit hinauskommen, muß sie auf einmal denken — und wenn sie dann keine rechten Männer werden, so ist's eigentlich nicht ihre Schuld.

„Morgen kommen sie wieder,“ sagt Christoph, „und holen mich!“

Sie wagt keinen Widerspruch, sie glaubt es ja selbst.

„Male,“ beginnt er und legt die Hand gegen ihren Arm, „weißt Du, wo ich gewesen bin?“

„Wie soll ich das?“

„An der Beine — ich wollte hinein!“

„Das habe ich mir gedacht,“ erwidert sie und neigt den Kopf. „Ja, Dörchen schläft fest —“

„Aber ich konnte es nicht. Ich mußte umkehren, wieder nach Euch. Und jetzt gereut's mich, jetzt wäre Alles schon vorbei —“

Sie sagt nichts, aber sie fühlt, es hat ihm der Muth gemangelt.

„Guck, Male, sie hätten morgen auch gesagt, ich hätte was auf dem Gewissen gehabt, und darum wäre ich hineingegangen. Und das wollte ich nicht —“

Also doch lieber die Schande ertragen — sie hat sich auch hierin in ihm geirrt.

„Und,“ fährt er fort, „wir haben in der Kirche versprochen, nicht von einander zu lassen —“

Sie zuckt so heftig zusammen, daß sie fast das Kind hätte vom Schooße gleiten lassen.

Das hat ihn in seinem Entschluß gehindert, das — und sie hat von ihm fort gewollt, um eines andern Mannes willen.

Plötzlich fragt sie: „Wenn ich mit dabei gewesen wäre — Du weißt schon, wie ich's meine — hättest Du's da getonnt?“

„Freilich — da blieben wir ja beisammen — selbst — in der Verdammniß!“ Vor der also hat er auch Furcht — oh, sie nicht mehr, sie kennt die Hölle schon auf Erden — mit einem bösen Gewissen leben, Schlimmes kann es ja nicht geben.

Lange ist es still. Christoph hat den Kopf in die Hände gelegt, er sinn't nach. So oft Male die Augen schließt, sieht sie Etine Rubin — und es ist so schrecklich, sie in der Dunkelheit offen zu haben.

„Glender“, stöhnt Christoph, „ist keiner als ich.“

Male aber kennt wen, der's doch ist — sie selber.

„Wenn wir zum Beispiel zusammen ins Wasser gegangen wären,“ fährt der Mann fort, „so würden sie von uns Beiden Schlechtes sagen. Und das Kind —“

Er bleibt sich immer gleich, muß sie denken, auch jetzt ist er selbstüchtig.

„Wenn Leute auf eine weite Reise gehen,“ erwidert Male, „so nehmen sie ihre Kinder mit.“

„Das thun wir ja nicht — ja, wenn wir nach Amerika könnten!“ meint er.

Amerika! Das schreckliche Wort läßt ihr wieder Gespenster erscheinen.

„Ganze Familien sind schon zusammen in den Tod gegangen,“ sagt die Frau mit eisiger Ruhe.

„Herrgott!“ ruft er, sie weiß nicht, vor Entsetzen oder erleichtert.

„Ich habe ohnehin gedacht, früh ins Grab legen wäre nicht das Schlimmste!“ spricht sie heiser.

Der Mann steht auf und tappt sich von einer Wand zur anderen, geht und kommt wieder.

„Daß es mit einem Male vorbei wäre, ist schon recht — aber merken sollten sie's nicht. Mein ehrlicher Name!“

Immer heiser, wirrer wird es im Kopf der Frau! Vorbei! Nicht mehr daran denken müssen, daß der Andres gesagt hat, es sei schade um ihn und sie — nicht mehr an den Abend unter der Linde, als die Musik zu ihnen herüberklang — nicht mehr an den schrecklichen Gang und an die Frage des Einäugigen, ob die Liebste da sei.

„Es giebt auch Fälle, wo man nichts merkt!“ sagt Male. „Als die Wirtschaftleute von der Ecke vorm Jahr erstikt in ihren Betten gefunden sind, hat Keiner gewußt, ob's Absicht gewesen ist, daß die Ofenklappe zu war.“

„Male —“ seine Zähne klapperten plötzlich — „was Du ausdenken kannst.“

„Da ist der Ofen — auszudenken ist weiter nichts, nur brauchst Du zu sagen, ob Du's willst!“

„Soll ich Euch auf dem Gewissen haben, Dich und das Kind?“ schreit er unsicher, qualvoll auf.

„Das nehme ich auch noch auf meines,“ antwortet sie dumpf.

„Male, Du bist ein treues Weib!“

„Lob' mich nicht,“ schaudert sie zurück, „um Alles in der Welt, lob' mich nicht!“

Die Uhr schlägt sieben.

„Es ist noch lange Zeit, drüber nachzudenken,“ murmelt der Mann.

Nachzudenken, wiederholt sie mit stummen Lippen. Wie denn? Zu ordnen ist auch nicht viel — die Betten gehören Etine Rubin, das hat sie schriftlich — ob sie nun in den letzten Schlaf in denselben hineinschlafen, wird sie so hoch nicht anrechnen. Und wenn? so ist nicht abzuhelpen — sie hat ihr Redlichstes gethan, die rundliche Wittwe, sie an die Schuld zu mahnen —

Särge aus Armenmitteln, denn der letzte Hausrath wird den anderen Gläubigern gehören — darin schläft man genau so gut wie in silberbeschlagenen —

Die Uhr wird gemüthlich ticken, wie in der fröhlichen Kinderzeit dahelme — das wird das letzte Geräusch sein, das in ihre Ohren klingt —

Sie kann dann den Traum weiter träumen, welchen sie neulich am lichten Tag auf offener Straße gehabt hat — von dem schwankenden Boden, dem Meer, der Reise in weite, weite Ferne, auf welcher sie Christoph und das Kind begleiteten — der Andres nicht, nein — der nicht, an den einmal nicht mehr denken müssen, wie schön, wie sehenswerth. O, du liebe, alte Uhr —

„Was meinst Du, Christoph?“

* * *

Es kommt heute vor dem Schwurgericht ein interessanter Fall zur Verhandlung, ein solcher, bei welchem die Damen die eifrigen Besucherinnen der Tribünen sind, sich nicht gerade ihrer Anwesenheit zu schämen brauchen, und nur das gewöhnliche Publikum aus Leuten besteht, welche die Angeklagten kennen und sie bemitleiden, oder nur ihre Neugier befriedigen wollen. „Psychologische Frage“, sagt man oben, „Studien über Charaktere“, unten debattiren sie: „Ob sie so davon kommen?“ „Wer wohl die meiste Schuld hat?“ Die Geschworenen nehmen ihre Plätze ein, der Gerichtshof erscheint, die Formalitäten werden erledigt, und dann giebt man die Zeichen, die Angeklagten herein zu führen.

Am Arme des Gerichtsdieners, in der rechten Hand einen Stock, an dem er sich mühsam aufrecht erhält, humpelt zuerst ein grauhaariger, gedrungener Mann herein. Seine runden Augen haben einen fast vergnügten Ausdruck, als er die Menge der Zuhörerschaft gewahrt — er mag noch nie so viel Aufmerksamkeit auf sich gerichtet gesehen haben.

Wie ein Schatten gleitet eine Frau hinterdrein und nimmt an seiner Seite auf der Anklagebank Platz. Sie trägt zwar ein schätziges, schwarzes Wollkleid, ihre Erscheinung macht aber doch nicht den Eindruck der Vernachlässigung.

Das wellige, braune Haar ist sorgfältig gescheitelt und am Hinterhaupt zu einem vollen Knoten geflochten, um den Hals ist ein sauberes, weißes Tüchlein gefnüpft.

Sie hält sich aufrecht, die Augen gesenkt, die Hände über einander gelegt. Ihre Gesichtsfarbe ist sehr blaß.

„Welch einen sympathischen Eindruck die Frau macht!“ „Kann Verstellung sein — denken Sie doch, was sie begangen hat!“ heißt es auf der Tribüne.

„Ach, Du lieber Gott, daß die so dasitzen muß, es erbarmt einen!“ schluchzt ein Weib unten in der sich hin- und herschiebenden Menschenmasse.

Nun erhebt der Staatsanwalt die Anklage gegen den Sattler Steinecke und seine Ehefrau wegen des Versuchs zum Selbstmord und der vorsätzlichen oder fahrlässigen Tödtung ihres Kindes.

Man hatte an einem Morgen, als der Nachbarschaft auffiel, daß sich in der Wohnung der Angeklagten gar nichts regte, keine Thüre entriegelt, kein Baden geöffnet wurde, gewaltsam den Eintritt erzwungen und Mann und Frau von Kohlendunst betäubt, das Kind aber bereits todt gefunden.

Schwer leidend, mit wenig Aussicht auf Genesung wurde das Ehepaar einem Kranken-

hause übermittelt. Als sie aber dem Leben wiedergegeben waren, bemächtigte sich das Gericht des Falles. Der Mann hatte eine Lähmung der Gliedmaßen davongetragen, ihn hielt man in Pflege, die Frau verbüßte eine Unteruchungshaft von beinahe drei Monaten.

Die Vorfragen sind erledigt. „Christoph Steinecke“, sagt der Präsident, „erzählen Sie den Hergang!“

Der Mann erhebt sich, hält sich mit den bebenden Händen an der Schranke, die Füße zitterten ihm, er stößt lallend einige undeutliche Worte aus.

„Ihre Verhältnisse waren zerrüttet, geben Sie das zu?“

„Herr Präsident, der Mensch kann Unglück haben, aber die Frau arbeitete Tag und Nacht, und wir sind ehrlich dabei geblieben“, bringt Christoph endlich abgebrochen hervor.

„Sie fürchteten in den Verdacht der Fehlerlei zu kommen, weil Ihre Schwester —“

Wie ein Ertrinkender hebt er die steifen Finger und unterbricht den Fragenden mit einem heileren Ausruf: „Das Bißchen Tabak und die paar Pfennige haben mich ins Glend gebracht.“

Der Vertheidiger, ein schlanker, schwarzhaariger Mann, giebt Erläuterungen, betonte das fast krankhafte Ehrgefühl des Angeklagten, den guten Glauben daran, daß seine einzige Schwester auch nur davon beseelt sein konnte.

„Christoph Steinecke, Sie und Ihre Frau waren lebensmüde. Wer machte zuerst den Vorschlag, gemeinsam aus der Welt zu gehen?“

Der Gefragte faßt nach seiner Stirn. „Vorschlag, Vorschlag?“ murmelt er — „aus der Welt — freilich, wer da heraus ist, der hat's gut!“

„Wer sprach zuerst davon?“

Christoph sieht auf seine Frau, dann in dem Raum umher, er erkennt unter den Zuhörern Just Pieper und lächelt ihm zu. Dann besinnt er sich auf eine zweite Frage: „Ich war an der Leine, aber ich fürchtete mich!“

„Vor dem Tode also?“

„Vor dem Wasser!“

„Meinten Sie denn, das Ersticken durch Kohlendunst sei leichter?“

Der Sattler blickt wieder auf seine Frau: „Male sagte, daß —“ plötzlich schweigt er und streckt den zitternden Arm aus. „Sie war ein braves Weib!“

„Ausgeschlossen scheint also nach diesen Andeutungen der Zufall!“ bestätigt der Präsident. „Wir haben uns nun mit der Anstiftung zu beschäftigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: George Spitzer
in Elbing.

Druck und Verlag von F. Gaary
in Elbing.